



PARSIFALS
Verführung



*Laurence
Dreyfus*

PARSIFALS
Verführung

Aus dem Englischen
von Wolfgang Schlüter

Faber & Faber

Roman

Lied des Hyperion

*Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren Euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.*

*Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, atmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe
Blühet ewig
Ihnen der Geist,
Und die seligen Augen
Blicken in stiller,
Ewiger Klarheit.*

*Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn;
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.*

Friedrich Hölderlin (1799)

Zum Essen in Wahnfried wäre er rechtzeitig gekommen, hätte Vater nicht Wert darauf gelegt, dass er Rabbi Dr. Kusznitzki *manu propria* ein Schriftstück aushändigte. Das war lästig, weil es ihm Zeit raubte, die er für seine Arbeit am *Parsifal* brauchte, und Leuten Achtung zollte, die mit dem Meister nicht auf bestem Fuße standen. Doch Vaters Wunsch war ihm Befehl – und Hermann wurde die Zeit nicht lang. Der Rabbi erging sich in Erinnerungen an ein Ereignis anno '72, als Richard Wagner bei ihm auf der Schwelle stand mit der Bitte, ob er sich von der Synagoge die Lampen ausborgen dürfe für eine von ihm geleitete Aufführung der Neunten im Markgräflichen Hoftheater. Die beiden Gebäude standen an zwei separaten Straßen, aber indem diese parallel verliefen, wollte es der Zufall, dass die Synagoge, offiziell die Israelitische Kultusgemeinde, mit jenem barocken Opernhaus, das Wagner überhaupt nach Bayreuth gelockt, eine gemeinsame Mauer hatte.

Es wäre überaus entgegenkommend, hatte Wagner zu verstehen gegeben, wenn der Herr Rabbiner erlaubte, dass man die großen, aber gerade noch tragbaren Gaslampen ins Theater brächte, wo die Beleuchtung für ein Orchesterkonzert unzulänglich sei.

Anlass der Aufführung war die Grundsteinlegung für das Festtheater nach dem letzten Spatenstich zum Fundament auf der üppig bebuschten Kuppe des Grünen Hügels über der Stadt. Dieses Festspielhaus, nach einem radikal neuen Bauplan entworfen, war speziell für den *Ring des Nibelungen* konzipiert, den der Meister im kommenden Sommer zur Aufführung bringen wollte. Rabbi Dr. Kusznitzki fühlte sich vom Besuch des großen Tonsetzers geehrt – von seinem Ersuchen jedoch, offen gesagt, befremdet. War das nicht derselbe Richard Wagner, der sich erst vor wenigen Jahren in so gehässigem *Risches* gesuhlt hatte, indem er sich als Verfasser einer perfiden Schmähschrift zu erkennen gab, die für die Juden nur wieder neues Unge- mach beschwor? So abwegig die Bitte schien – der Rabbi, der lediglich vermuten konnte, Herr Wagner rechne bei Juden eigentlich nicht mit Gastfreundschaft, lud ihn ins Haus, um die Modalitäten zu erörtern.

Dass man die Lampen entfernte, wenn die Aufführung an einem Sabbath stattfände, komme natürlich nicht infrage. »An einem Mittwoch, sagt der Herr? Nu, damit sollte es keine Schwierigkeit haben.«

Ingeheim freute sich Rabbi Dr. Kusznitzki, der Aufführung jener Beethoven-Symphonie seine helfende Hand zu reichen, in der Schillers berühmte Zeile *Alle Menschen werden Brüder* mit so frenetischem Jubel verkündet wird. Vielleicht, so ging ihm durch den Kopf, gelang es der Aufführung, selbst einen Wagner dazu zu bringen, seine extremen Anschauungen zu mäßigen.

Hermann lauschte dem Rabbi aufmerksam, dankte ihm für die außergewöhnliche Geschichte – die in Haus Wahnfried nie zu hören gewesen war – und merkte, dass er zum Essen bei den Wagners ein paar Minuten zu spät kommen würde. Um die Familie nicht warten zu lassen, musste er sich sputen. Kaum etwas setzte Hermann so unter Druck wie Verspätung jedweder Art. Seit Jahr und Tag rühmte er sich seiner gewissenhaften Pünktlichkeit.

Ihm kam der Gedanke, dass sein Besuch beim Rabbiner im Auftrag des Vaters womöglich die einzige Entschuldigung sei, die er gegenüber Wagner guten Gewissens nicht vorbringen könne.

Erst unlängst hatte sich die Judenfrage zu einem Reizstoff entwickelt, zumal als ein weitverbreitetes Unbehagen über einen Juden namens Hermann Levi, der die Uraufführung des *Parsifal* leiten sollte, durch die national gesinnte Presse noch angefacht wurde.

Wagner selber war als Christ alles andere als doktrinär, und Hermann konnte die paar Male, da die Familie zur Kirche gegangen war, an den Fingern abzählen. Und doch hatte sich der Meister in den Gedanken verbissen, dass das Mysterium des *Parsifal* unergründlich bleiben müsse für jemanden, der den christlichen Kategorien von Sünde, Reue und Erlösung fernstehe. Insofern gehe ein ungetaufter, beschnittener Levi das Risiko ein, wesentliche Elemente, die für die Deutung des III. Aufzugs nötig seien, zu verfehlen. Wie könne ein Jude je Gurnemanz' *Ihn selbst am Kreuze kann sie nicht erschauen* angemessen zum Ausdruck bringen? Ganz zu schweigen von der Karfreitags-Aue, die in starkem Kontrast zur artifiziellen Schönheit der Blumenmädchen im II. Aufzug kommen müsse.

Der Meister machte zwingende Argumente für eine Konversion geltend, doch sein Versuch der Nötigung – wie gut er auch gemeint sein mochte – in der privaten Frage des Glaubens war Hermann un-

angenehm. Auch wenn er einen Weg finden könnte, einige Elemente des christlichen Glaubens zu übernehmen, kam ein formelles Ritual, wie immer es beschaffen sein mochte, nicht infrage.

Und selbst wenn Wagner imstande wäre, irgendeine private Zeremonie unter Auslassung jedweder Liturgie zu ersinnen, wie er und Frau Cosima es als möglich hinstellten, würde sich das herumsprechen. Hermanns Glaubensübertritt würde als politisches Kalkül gelten, als ein weiteres Beispiel für Heines zynisches *Entréebillett zur europäischen Kultur*, ein Diktum, das so verheerend auf den Dichter selbst zurückgefallen war.

Erst vor kurzem, prahlte Wagner, sei er mit einer Mrs. Rabinowitz, einer amerikanischen Dame jüdischer Abstammung, in die Kirche gegangen. Zusammen mit ihrem Sohn hätten sie alle gemeinsam gebetet und sich die Lehrsätze des christlichen Glaubensbekenntnisses zu eigen gemacht. Doch als der Meister eingehend berichtete, wie gerührt er von dem Erlebnis gewesen – beim Erzählen traten ihm die Tränen in die Augen –, krümmte sich Hermann innerlich beim Gedanken an solche Würdelosigkeit. Er musste sich die vielen Male ins Gedächtnis rufen, da derselbe Wagner behauptet hatte, die Juden seien, wenn auch ohne eigenes Verschulden, einfach zu früh zugewandert, als die Deutschen noch gar nicht bereit gewesen, sie zu assimilieren. Im Prinzip, gab er zu verstehen, habe er nichts gegen sie, und riet von jüdischen Massenübertritten zum Christentum ab. Hermann seinerseits war bereit und willens, mit ganzem Herzen sich auf das christliche Gedankengut des *Parsifal* einzulassen – nun ja, soweit ein mitempfindender Außenstehender solchen Ideen nahe treten konnte –, und hielt sich an die Schriften des Augustinus, die er, wo er auch ging und stand, bei sich trug. Aufmerksam vertiefte er sich in den Text, trotz gewisser Vorbehalte seitens Frau Wagners, die das wiederholte Lob des Kirchenvaters auf den Schöpfergott mit Geringschätzung bedachte, weil es, wie sie behauptete, dem Wesenskern des christlichen Mysteriums äußerlich bliebe.

Davon abgesehen – wäre Hermann ganz ehrlich, müsste er zugeben, dass der Wunsch, dem Meister um jeden Preis zu gefallen, im Widerspruch stand zu einer unerwarteten Offenbarung, die ihm im vergangenen Monat zuteil geworden war.

Nach München heimgekehrt, hatte er einen Brief von der städtischen Israelitischen Kultusgemeinde erhalten, die ihn fragte, ob er

ihr als inoffizieller musikalischer Berater dienlich sein könne. An der Hauptsynagoge sei der Posten des *Chasan* vakant geworden; man habe die Stelle neu ausgeschrieben und beehre sich zu fragen, ob der Herr Hofkapellmeister von seinen Dienstpflichten sich um ein wenig beurlauben könne, um die Kandidaten zum Probevortrag zu empfangen? Eigentlich wollte Hermann mit der örtlichen jüdischen Gemeinde ja nichts zu tun haben. Das war einfach nicht sein Fall. Er zahlte seine jährliche Kultussteuer, und das war, recht bedacht, mehr als genug. Indes wurde ihm doch klar, wie viel sein symbolisches Engagement für die Gemeinde dem Vater bedeuten würde, insbesondere dann, wenn sich vor der *Parsifal*-Uraufführung Fragen erhoben nach Hermanns möglichem Glaubensübertritt.

Und so willigte Hermann ein, der Synagogenleitung behilflich zu sein – doch nach dem Besuch zweier Kandidaten in seiner Wohnung befahl ihn tiefe Niedergeschlagenheit. Schon ein schlichtes Schubert-Lied konnten sie nur mit Mühe vom Blatt singen. Auch ließen sie nicht ab, die geschmacklose Liturgie von Lewandowski mit voller Bruststimme herauszubrüllen, und mit elender Intonation obendrein. Schlemihl und Schlamassel nannte er sie. Es schauderte Hermann beim Gedanken daran, dass er selber, hätte nicht die Vorsehung eingegriffen, ein Gefangener dieser provinziellen Synagogenwelt hätte werden können, die sich mit anspruchsloser Effekthascherei und dürftigen Maßstäben zufriedengab. Beiden gefallsüchtigen Bewerbern wurde die Tür gewiesen – und Hermann, angewidert von dem pompös gurgelnden Schwall, der sich über ihn ergossen hatte, entrang sich ein Stoßseufzer der Erleichterung.

Und dann trat Emanuel Kirschner über die Schwelle.

Der war ein gutaussehender Mann, mit stattlicher Haltung, munteren Augen und einem gewinnenden Lächeln, gerade mal fünfundzwanzig Jahre alt, und aufs sorgsamste gekleidet in einen feinen Maßanzug, für den er zweifellos seine letzten Groschen ausgegeben hatte.

Aus den liebenswürdigen Worten, mit denen er sich vorstellte, ging hervor, dass er in Berlin das Amt eines zweiten Kantors an der Neuen Synagoge versah, eine Position, die für einen so jungen Mann eine beachtliche soziale Stellung bedeutete. Sein Dialekt war zwar leider wenig verheißungsvoll insofern, als hinter mauligen Bröckchen von Berliner Mundart die Vokalfärbung des Schlesischen her-

vorlugte. Indes konnte Hermann hören, dass Kirschners Aussprache sich um bestes Hochdeutsch zumindest bemühte, indem es jeden Anflug von Genuschel oder Jargon zu meiden trachtete. Irgendetwas an dem dicht gewellten schwarzen Haar, den blitzweißen Zähnen und der noblen Stirn, die von einem spitz zulaufenden Haaransatz gekrönt wurde, nahm Hermann für ihn ein. Er hatte das, was Vater, mit der komischen Wirkung der ostjüdischen Aussprache, »ein edles Antlitz« nannte, wobei er das »Antlitz« sogar noch durch das jüdische Wort *Ponem* ersetzte.

»Also, was möchten Sie mir vorsingen?«, fragte Hermann.

»Was immer Sie wünschen, Herr Hofkapellmeister«, erwiderte Kirschner.

Hermann gefiel diese draufgängerische Selbstsicherheit, die bei einem jungen Sänger stets anziehend wirkt.

Eine angenehme Abwechslung im Sinn, zog er einen Band Brahms aus dem Regal und bat den jungen Mann ans Klavier, um mit ihm einige Lieder durchzugehen. Sie begannen mit den finsternen Grübeleien von Graf August von Platens *Wie rafft' ich mich auf in der Nacht*, einem Lieblingslied Hermanns seit Langem. Dann gingen sie zu der ebenso schwermütigen Vertonung des *Du sprichst, dass ich mich täuschte* über, mit ihrem herzerreißenden Refrain:

*Gesteh nur, dass du liebst,
und liebe mich nicht mehr!*

»Ich hatte noch nicht viel Gelegenheit, Brahmslieder zu singen«, sagte Kirschner. »Da schmilzt einem das Herz. Bei diesem hier auf jeden Fall.«

»Aber Sie müssen mehr Lieder singen, Herr Kirschner. Auch Oper. Ich versichere Sie, das Stimmmaterial haben Sie!«

Kirschners Bariton war dunkel-voluminös, geschmeidig, und verfügte über eine frappierende tonale Fokussierung. Seine Deklamation war – na ja, fast – makellos und wies keine Schwächen auf, die sich nicht mit ein paar einfühlsamen Übungsstunden beheben ließen. Und was das Beste war: Kirschner hatte einen hervorragenden Sinn für Intonationssauberkeit und verfiel nie der Unleidlichkeit kantoralen Geheules. Eine Wärme, ein tiefes Verständnis entströmte diesem jungen Mann – kurz, er war ein Künstler! Was gäbe Hermann nicht

darum, eine solche Stimme zu einem Wolfram von Eschenbach zu schulen. Von ihm das Lied an den Abendstern: Das wäre perfekt! Für den Telramund gebrähe es ihm wohl an dramatischem Atem. Gunther?

So weit war er noch lange nicht. Aber für einen Papageno oder Guglielmo wäre er ideal, kein Zweifel. Vielleicht könnte man sich eines Tages sogar an den Sachs wagen. Die natürliche Musikalität des Kantors war so ausgeprägt, dass er im Brahms die kleinsten Rubati vorwegnahm, noch bevor Hermann die Schultern hob, um ein sachttes Innehalten oder eine leichte Beschleunigung des musikalischen Pulses anzuzeigen.

Andere Liedbände wurden hervorgeholt: Schumanns *Dichterliebe*, die Emanuel auswendig kannte, und dann von Schubert *Ganymed* und die *Gruppe aus dem Tartarus*, die dem jungen Mann Anspruchsvolleres abverlangten. Was für eine angenehme Weise, einen Nachmittag im voll erblühenden Spätfrühling zu verbringen! Kirschner sonnte sich in den Komplimenten, die ihm zuteil wurden, und mit jedem Lied, das sie durchgingen, wuchs sein Selbstvertrauen. Instinktiv wusste er, wie man deutlich phrasiert und wie man mit wechselnden Vokalfärbungen das Clairobscur der Empfindungen nuanciert.

Hermann verbarg seine Begeisterung, dieses besondere Gefühl, das entsteht, wenn man einer verwandten musikalischen Seele begegnet.

»Sie sollen wissen, Herr Kirschner, dass ich Ihnen alles Gute wünsche, und dies nicht nur für Ihren Vortrag am Freitagabend in der Synagoge. Für mich als hartgesottenen Häretiker ist es zwar gegen alle meine Grundsätze«, scherzte Hermann, »aber ich werde am Freitag ebenfalls zum Gottesdienst antreten. Sie werden in mir einen Juden erkennen, für den es im Leben eines der größten Opfer bedeutet, zur *Schul* zu gehen – ein Opfer, das ich nur in extremis darbringe.«

Emanuel gluckste leise vor Vergnügen, und sein Benehmen ähnelte jetzt dem eines Knaben, der in einem hart umkämpften Wettbewerb einen Preis gewonnen hat. »Herr Levi, Herr Hofkapellmeister, es wird nicht möglich sein, ein so unerwartetes Erscheinen vor auch nur einem Menschen in der ganzen jüdischen Welt geheim zu halten. Selbst Notar Dr. Ortenau wird nun meine Kandidatur unterstützen müssen.«

Die jüdische Welt, hört-hört! Es war Emanuels erster Schlenker in die mosaische Mundart. Ja, Hermann konnte sich gut vorstellen, wie